

btb

## Buch

Margaret Hughes, eine allein lebende, 75-jährige Dame mit einer Vorliebe für antiken Zierrat und Porzellanfiguren, erfährt, dass sie an einem Gehirntumor leidet. Nach dem ersten Schock fasst sie den Entschluss, ihr Leben zu ändern, und sucht eine Mitbewohnerin. Wanda Schultz, eine junge Schauspielerin mit einem gebrochenen Herzen, meldet sich auf ihre Anzeige. Sie zieht bei Margaret ein, doch jede der beiden führt ihr eigenwilliges, zurückgezogenes Leben fort. Erst allmählich freunden sie sich an und finden gemeinsam einen Weg, die Geister der Vergangenheit zu bannen.

## Autorin

Stephanie Kallos war zwanzig Jahre lang als Theaterschauspielerin und Lehrerin tätig, bevor sie zu schreiben begann. Ihre Kurzgeschichten wurden für den Raymond Carver Award und für den Pushcart Prize nominiert. »Die Porzellansammlerin« ist ihr erster Roman und war für den Quill-Award nominiert. Sie lebt gemeinsam mit ihrem Mann und den beiden Söhnen in Seattle.

Stephanie Kallos

# Die Porzellan- sammlerin

Roman

*Aus dem Amerikanischen  
von Andrea Brandl*

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel »Broken for You« bei Grove Press, New York.

Im Roman wurde aus folgenden Büchern zitiert:

*William Shakespeare: The Winter's Tale. Das Wintermärchen.*

Übers. u. hrsg. v. Herbert Geisen, © Reclam Verlag, 1987.

*Eugene O'Neill: Fast ein Poet,* © Fischer Verlag, 1959.

*William Butler Yeats: Die Gedichte,* hrsg. v. Norbert Hummelt,  
© Luchterhand Literaturverlag, 2005.

*Jean de Brunhoff: Die Geschichte von Babar, dem kleinen Elefanten,*  
© Diogenes Verlag, 1976.



**Mixed Sources**  
Product group from well-managed  
forests and other controlled sources

Cert no. GFA-COC-1223  
www.fsc.org  
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für diese Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*  
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2006

Copyright © 2004 by Stephanie Kallos

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006 by btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagmotiv: getty-images

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck

EM · Herstellung: AW

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-73473-8

ISBN-13: 978-3-442-73473-3

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

FÜR MEINE KINDER  
NOAH GREGORY JOHNS UND  
SAMUEL LIAM JOHNS



»Sie sind so viel mehr als Kunstobjekte. Sie sind lebende Dinge, von Menschen wie uns erschaffen und benutzt. Sie greifen nach uns, und durch sie stellen wir eine Verbindung zur Vergangenheit her.«

*Guendolen Plestcheeff, Kunstsammlerin (1892–1994)*

»Er nahm das Brot und sagte Dank, brach es, reichte es seinen Jüngern und sprach: Nehmet und esset alle davon. Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird.«

*Aus dem Abendmahl, Heilige Schrift*





## *Prolog*

Während die Frau schläft und träumt, während sie von all den Dingen träumt, die zerbrechen, komm herein in dieses Haus mit den vielen Zimmern. Sobald deine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt haben, sobald sie wahrnehmen, was erkennbar ist, wirst du vielleicht eine Stille bemerken, die nicht ganz vollständig ist. Stattdessen ist da ein Wispern, ein Zungenschlag, der sich aus weißem Ton, Feuer, den Ölfarben vieler Schichten, der Verschmelzung von zerrissenen Seelen mit Materie zusammensetzt. Die Frau hört dieses Wispern beständig, selbst im Schlaf, weil sie schuldig ist und weil die, die zu ihr sprechen, niemals verstummen. Für dich hingegen, den Unschuldigen, wird es nicht viel mehr sein als ein Summen, ein fernes Rauschen.

Vielleicht gehst du durch die Räume, fragst dich, woher das Geräusch stammen mag. Wenn du etwas berührst, und sei es noch so behutsam – dieses Figürchen auf dem Sekretär zum Beispiel, diesen dicklichen Porzellankobold aus Belleek –, wirst du vielleicht eine leise Veränderung wahrnehmen, eine Art Stimulierung, die die Moleküle um dich herum in Bewegung versetzt und sie über deine Haut wandern lässt. Nimm die Figur in die Hand, fahre seine kühlen, seidigen Konturen mit den Fingern nach und spüre, wie sich das Gefühl verstärkt. Das ferne Rauschen wird lauter, klarer, vereinzeltes Lachen löst sich und dringt von weit her an deine Ohren. Irgendetwas in deinem Bewusstsein beginnt, Gestalt anzunehmen, ein vages Unbehagen. Vielleicht solltest du lieber nichts anfas-

sen. Also stellst du die Figur zurück, plötzlich erfüllt von der Gewissheit, beobachtet zu werden.

Aber das wirst du nicht. Irgendwo schläft die Frau noch immer. Inzwischen weint sie. Nur ihr seid hier, du und sie, und was auch immer dieses Haus sonst beherbergt. Mondlicht, Straßenlaternenlicht, Scheinwerferlicht, Sternenlicht ... all das findet seinen Weg herein und wird von den tausenden glänzend polierten Oberflächen zurückgeworfen. Das Licht beschönigt nichts, was nicht bereits schön ist. Es schmeichelt nicht. Nein, es ist scharf, willkürlich, unberechenbar. Alles wirkt wie von Panik erfüllt. In seinem umherschweifenden Strahl erscheinen selbst die unerschütterlichen bauchigen Suppenterrinen verängstigt.

Geh jetzt. Komm später wieder, wenn das Haus beseelt ist und seine Bewohner nicht verzweifelt sind. Dann wirst du hier etwas zu tun haben. Du wirst dich wohler fühlen. Deine Hände werden eine Aufgabe haben, die Beziehung zu all diesen Objekten und ihrem Bewacher wird klar, greifbar und wohltuend sein. Komm wieder, wenn du bereit dazu bist. Dann wirst du finden, wonach du suchst.

# Erster Teil



*Margaret*

Als Margaret Hughes erfuhr, dass sie an einem Gehirntumor litt, starrte sie die Schwarzweißaufnahmen auf dem Leuchtkasten hinter dem Schreibtisch ihres Arztes an. Überrascht bemerkte sie, dass ihr Gehirn wie die beiden Hälften einer vertrockneten Walnuss aussah.

Ihr Arzt sprach von Lymphräumen, Gefäßen, Ventrikeln, einer sternförmigen Struktur. Von Zellen, die vergessen hatten, wie man abstirbt. Es war so kompliziert, so schwer zu verstehen, doch der Fairness halber musste sie zugeben, dass sie selbst schuld daran war. Schließlich hatte sie darauf bestanden, sich die Aufnahmen anzusehen, schließlich hatte sie ihm das Versprechen abgenommen, ehrlich mit ihr zu sein, die Dinge beim Namen zu nennen und ihr zu erklären, weshalb sie unter diesen Kopfschmerzen litt, unter den unwillkürlichen Zungenbewegungen, den Wahrnehmungsstörungen und Halluzinationen. Die Tatsache, dass er die Aufnahmen hartnäckig als »Scheiben« bezeichnete, machte das Ganze nicht besser. Margaret war vor dem Termin mit ihm so angespannt gewesen, dass sie das Haus verlassen hatte, ohne richtig gefrühstückt zu haben.

Dr. Leising wies auf die einschneidenden Folgen des wachsenden Was-auch-immer hin, wie auf der Koronalscheibe #16 zu sehen sei. Margarets Magen knurrte.

*Nicht zu fassen, dachte sie. Ich habe vergessen, meinen Marmeladentoast zu essen.*

Der Arzt beendete seinen Vortrag und erkundigte sich, was

Margaret nun zu tun gedenke, welche Maßnahmen sie ergreifen wolle und ob es jemanden gebe, den sie gern anrufen würde. »Stephen vielleicht?«, schlug er eine Spur zu heiter vor. »Er würde es doch bestimmt wissen wollen, oder nicht?«

Natürlich würde es ihr Ex-Mann gern wissen wollen. Kein Paar blieb von den Dingen unberührt, die sie und Stephen durchgemacht hatten, ohne so etwas wie eine bleibende Verbundenheit zu entwickeln – ja, sogar eine Art von komplexer, kameradschaftlicher Liebe (auch wenn das nur wenige Menschen verstehen konnten).

Doch irgendetwas an Dr. Leisings Tonfall ärgerte sie. Es hörte sich fast so an, als wäre er der Meinung, sie könnte sich seiner Prognose nicht stellen, ohne eine männliche Schulter zum Ausweinen zu haben. Als käme sie nicht ohne den weisen Rat eines Ersatzvaters zurecht. Dabei war es Margaret den Großteil ihres Lebens bestens gelungen, sich um ihre Angelegenheiten zu kümmern. Ganz sicher würde sie nicht gerade jetzt damit anfangen, sich herumkommandieren, bemitleiden oder durcheinander bringen zu lassen. *Ich mag wie eine nette, schüchterne alte Dame aussehen, dachte sie, aber ich werde mich bestimmt nicht wie eine behandeln lassen.*

Sie stellte ihm eine Reihe klar umrissener Fragen, die Dr. Leising ihrer Meinung nach inakzeptabel, ausweichend und gönnerhaft beantwortete, ehe er zu einem neuerlichen Monolog über ihre »Scheiben« anhub. Hörte das denn niemals auf?

Margaret hatte genug. Sie entschuldigte sich unter dem Vorwand, zur Toilette zu gehen, nahm stattdessen den Aufzug, verließ das Gebäude und ging die Straße entlang, bis sie auf ein Café stieß, auf dessen Fensterscheiben »Desserts et cetera« stand. Sie zögerte. Bei den seltenen Gelegenheiten, wo sie das Haus verlassen musste, achtete sie darauf, den Kontakt zu anderen Menschen auf ein Minimum zu beschränken. Andererseits hatte sie so großen Hunger, dass ihr beinahe übel war. Sie spähte durchs Fenster und stellte fest, dass das Café geöffnet hatte, aber sich kaum Gäste darin aufhielten. Also ging sie hinein.

Drinnen erwartete sie eine Theke mit kunstvoll angerichteten Pasteten, Kuchen, Plätzchen und einer Auswahl an französischen Leckereien. Flüsternd las Margaret ihre Namen: *Génoise à l'orange*. *Mousse au Chocolat*. *Crème Brûlée*. *Roulade à la confiture*. Augenblicklich fühlte sie sich besser. Über der Theke hing eine große Schiefertafel, auf der Sandwiches, Suppen und Desserts aufgeführt waren.

Ein blutleer wirkendes Mädchen mit kurzem blauschwarzem Haar und schwarzem Lippenstift stand hinter der Theke und telefonierte. »Das interessiert mich einen Scheißdreck, Jimmy«, zischte sie. »Du kannst nicht einfach um drei Uhr morgens den Entsafter anwerfen. Es interessiert mich einen Dreck, wie angeschlagen dein ›Vata‹ ist!« Margaret versuchte das Mädchen auf sich aufmerksam zu machen. »Ich muss Schluss machen. Bis dann.«

Das Mädchen legte auf und trat zielstrebig hinter den Tresen. »Ja«, stieß sie zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Was darf's sein?«

»Es sieht alles so gut aus«, sagte Margaret. Bestürzt bemerkte sie den goldenen Ring im rechten Nasenloch des Mädchens und bemühte sich nach Kräften, ihn nicht anzustarren. »Was gibt es als Tagessuppe?«

»Erbsensuppe«, antwortete das Mädchen und schniefte.

*O Gott*, dachte Margaret, *hoffentlich hat sie keine Erkältung*.

»In diesem Fall ... nehme ich ein Stück Käsekuchen mit Himbeeren, ein Stück Birnen-Ganache, die Crème brûlée und den Karamell-Flan.«

»Zum hier essen?«

»Ja, bitte.«

Miss Nasenring tippte auf die Tasten eines kleinen Taschenrechners. Ihre Fingernägel waren dunkelblau lackiert und mit Glitter besprenkelt. Sie sahen aus wie Mini-Galaxien. »Möchten Sie Sahne auf Ihren Flan?«

»Wie bitte?«, fragte Margaret.

»Sahne. Schlagsahne. Auf Ihren Flan.«

»Nein, danke«, erwiderte Margaret automatisch, ehe sie sich eines Besseren besann. »Ich meine, doch. Wieso eigentlich nicht? Schlagsahne.«

»Ist das alles?«

»Einen Tee vielleicht noch. Haben Sie Pfefferminztee?«

»Setzen Sie sich«, meinte Miss Nasenring. »Ich bringe ihn, sobald er fertig ist.«

Margaret setzte sich und wartete auf ihre Desserts. An den Wänden des Cafés hingen etliche Schwarzweißaufnahmen von leer stehenden Gebäuden, Straßen, Docks, Parks. Margaret fand sie nicht besonders gelungen. Es waren keine Menschen darauf zu sehen, und irgendetwas, vielleicht die Tageszeit oder der Winkel, aus dem der Fotograf die Aufnahmen gemacht hatte, verlieh selbst den hübschesten Motiven – die Fähre von Seattle nach Bainbridge, die Pergola am Pioneer Square, Smith Tower – eine bedrohliche Weltuntergangsatmosphäre. Sie ließen Seattle wie eine Geisterstadt wirken und erinnerten Margaret an einen uralten Film ... Wie hieß er noch mal? Er spielte in New York City und handelte vom Ende der Welt. Sie hatte diesen Film höchst irritierend gefunden, auch wenn sie nicht genau sagen konnte, weshalb. Aber sie konnte sich beim besten Willen nicht mehr an den Titel erinnern.

»*Die Welt, das Fleisch und der Teufel*«, sagte Miss Nasenring und trat an den Tisch.

»Wie bitte?«

»Dieser alte Schwarzweißfilm über das Ende der Welt. Sie haben gesagt, Sie könnten sich nicht mehr an den Titel erinnern.«

»Habe ich das?«

»Mhmm.« Miss Nasenring nahm das Teegeschirr und einige Teller von einem großen Tablett. »Harry Belafonte, Inger Stevens und Mel Ferrer. *Die Welt, das Fleisch und der Teufel*.«

»Oh. Ja.«

»Es sei denn, Sie meinen *Das letzte Ufer*.«

»Ich glaube nicht.«



»Gregory Peck, Ava Gardner und Fred Astaire? Stanley Kramer hat Regie geführt.«

»Nein ... an Fred Astaire hätte ich mich erinnert.«

»Oder Sie meinen *Feuer wird vom Himmel fallen*. Mit Henry Fonda als Präsident.«

»Ich glaube, es war der erste.«

Miss Nasenring drückte die Schultern durch. »Ich studiere an der Filmhochschule.«

»Verstehe.« Margaret nickte lächelnd und bemühte sich erneut, nicht auf den Nasenring zu starren. »Das muss sehr interessant sein.«

Miss Nasenring seufzte. »Haben Sie alles?«

»Ja. Danke! Es sieht wunderbar aus.«

Das Mädchen kehrte zum Tresen zurück.

Margaret zog ein kleines, vergilbtes Foto aus ihrer Brieftasche. Es war eine Aufnahme von Daniel in der Schule, als er acht Jahre alt gewesen war. Sie starrte es an.

Im Grunde war es ganz einfach.

Laut Dr. Leising und den verschiedenen Neurologen, Onkologen und sonstigen Kollegen, mit denen er sich beratschlagt hatte, litt Margaret unter einem recht häufig vorkommenden, bösartigen Gehirntumor – einem so genannten »Astrozytom«. Einem langsam wachsenden, sternförmig wuchernden Geschwür. Die konventionelle Behandlung war eine Operation mit anschließender Bestrahlung.

»Wie ist die Prognose?«, hatte sie gefragt.

»Nun«, Dr. Leising hatte eine der sechs Aufnahmen vom Schirm genommen und sie eingehend studiert. »Sie sind jetzt wie alt?«

*Als wüsste er es nicht ganz genau*, dachte Margaret. »Fünfundsiebzig.«

»Fünfundsiebzig.« Dr. Leising nickte nachdenklich und warf Margaret einen Blick zu, ehe er sich wieder den Aufnahmen zuwandte. »Je nach Beschaffenheit des Tumors – die wir nicht eindeutig bestimmen können, wenn wir nicht da reingehen und so viel wie möglich herausholen – haben Sie mit einer

Behandlung eine Überlebenschance von mehreren Jahren im günstigsten Fall und zwei Jahren im schlechtesten Fall.«

»Wie stehen die Chancen?«

»Fünfundzwanzig Prozent«, antwortete Dr. Leising, ohne aufzuschauen.

»Wenn ich mich behandeln lasse?«

»Ja.«

»Und was passiert, wenn ich überhaupt nichts tue?«

»Wie bitte?«

»Ich meine, wenn ich sowieso nur eine fünfundzwanzigprozentige Überlebenschance habe, wieso lassen wir es dann nicht einfach?«

»Vielleicht habe ich mich nicht klar genug ausgedrückt, Margaret«, erklärte Dr. Leising, als hätte er eine Idiotin vor sich. Und dann stürzte er sich wieder auf seine Ausführungen über ihre »Scheiben« – eindeutig die von der Amerikanischen Ärztekammer praktizierte Art der Verschleierungstaktik.

Na schön, ihre Alternativen sahen folgendermaßen aus: Sie konnte sich einer Fülle an Behandlungen unterziehen und früher oder später sterben, oder sie konnte sich gar keiner Behandlung unterziehen und früher oder später sterben.

»Stimmt etwas nicht?« Miss Nasenring war wieder an ihren Tisch getreten. »Sie haben ja noch gar nichts gegessen.«

Margaret schluckte. Nun, da all die herrlichen Sachen vor ihr standen, stellte sie fest, dass sie eigentlich gar keinen Hunger hatte. Aus reiner Höflichkeit nippte sie an ihrem Tee.

»Ist das Ihr Enkelsohn?«, erkundigte sich das Mädchen und beugte sich vor. »Süß.«

*Unter dem ganzen Make-up ist sie im Grunde noch ein Mädchen, dachte Margaret. Und viel zu dünn.* »Darf ich Ihnen eine persönliche Frage stellen?«

Miss Nasenring zuckte die Achseln. »Was denn?«

»Na ja, es ist eine ziemlich banale Frage, schätze ich. Wenn Sie erfahren würden, dass Sie nur noch eine kleine Weile zu leben haben, ein oder zwei Jahre vielleicht, was würden Sie dann mit Ihrer restlichen Zeit anfangen?«

Das Mädchen runzelte die Stirn und zupfte gedankenverloren an ihren Nägeln herum, so dass etwas von dem Glitter abspalterte und zu Boden trudelte. Margaret versuchte, die Flugbahn der Splitter zu verfolgen, aber sie schienen sich in Luft aufzulösen.

»Ich glaube, ich würde mir überlegen, was mir am meisten Angst einjagt – beziehungsweise, meine ich –, und dann genau das tun. Das Gegenteil von dem, was ich bisher immer getan habe.«

Margaret musterte das Mädchen. Sie hatte immer gedacht, dass Menschen mit einem Hang zu dramatischem Outfit in Wahrheit nur über einen langweiligen Charakter oder über chronische Unsicherheit hinwegtäuschen wollten. Sie war davon ausgegangen, dass jemand, der so einen Nasenring trug, eine oberflächliche Antwort auf ihre reichlich banale Frage liefern würde: »Mit dem Drachenfliegen anfangen! Um die Welt segeln! Heißluftballonrennen bestreiten!« Irgendetwas in der Art.

»Und es wäre praktisch die letzte Gelegenheit«, fuhr das Mädchen fort, »mit all den schlechten Angewohnheiten Schluss zu machen, stimmt's?« Sie ertappte sich dabei, wie sie an ihren Fingern herumzupfte, und hörte auf. »Wie auch immer. Hier ist Ihre Rechnung. Sie können jederzeit zahlen, wenn Sie möchten.« Nachdenklich kehrte sie zum Tresen zurück.

Margaret dachte über ihre eigenen Angewohnheiten nach. Sie starrte Daniels Foto an. Er war in dem Alter gewesen, in dem die meisten Kinder eine gewisse Befangenheit vor der Kamera an den Tag legen, aber auf diesem Bild wirkte er entspannt, ernst und weise. »Man erkennt genau, wie er einmal aussehen wird, wenn er zwanzig ist«, hatte Margaret vor all den Jahren zu Stephen gesagt, als das Päckchen mit den Abzügen geliefert worden war: eine Aufnahme mit 20 x 25 Zentimetern, zwei mit 12,5 x 17,5, vier mit 7,5 x 12,5 und viele, viele im Briefaschenformat.

Doch Daniel sollte sein zwanzigstes Lebensjahr niemals er-

reichen. Das große Foto blieb ungerahmt, die im Brieftaschenformat wurden niemals an Schulfreunde und Lehrer weitergegeben. Margaret fragte sich, ob in Stephens Brieftasche wohl noch immer ein Foto seines Sohnes steckte, gemeinsam mit denen der Kinder von seiner zweiten Frau, die er bestimmt bei sich trug. Von seinen Kindern, die lebten.

»Jimbo?« Miss Nasenring war am Telefon und sprach mit sanfter Stimme in den Hörer. »Tut mir Leid, wenn ich vorhin so laut geworden bin ... Ja, ich weiß ... Ich liebe dich auch. Soll ich dir auf dem Nachhauseweg ein Häagen-Dazs mitbringen? ... Nein, ich will dich nicht auf den Arm nehmen.«

Vielleicht war es Zeit für eine Veränderung. Eine Strafmilderung. Margaret wusste nur zu gut, was dafür nötig war. Daniel starrte sie an. In seinem Blick lag keine Vergebung, aber auch keine Schuldzuweisung, sondern nur die distanzierte, liebevolle Weisheit eines kleinen Mönchs. Margaret schob das Foto wieder in ihre Brieftasche, nippte an ihrem Tee und wartete, bis das Mädchen das Gespräch beendete.

»Entschuldigen Sie, meine Liebe«, rief sie ihr zu. »Könnten Sie mir einen Stift borgen?«

»Klar. Sind Sie Schriftstellerin?«

»Oh, nein«, erwiderte Margaret automatisch. »Ich bin ...« *Alles, was ich gern sein möchte*, dachte sie. *Alles*. »Ich bin die Frau, die die Knoblauchpresse erfunden hat.«

»Ah.« Miss Nasenring reichte Margaret ihren Stift. »Ich hole Ihnen noch etwas heißes Wasser für den Tee.«

»Danke, meine Liebe. Sehr nett von Ihnen.«

Margaret drehte die Rechnung um und begann zu schreiben. »Zimmer in großem Haus in Capitol Hill monatsweise zu vermieten. \$ 250 inklusive Nebenkosten. Eigenes Badezimmer ...« Als sie mit der Anzeige fertig war, meldete sich auch ihr Appetit zurück. Sie fing mit der Crème brûlée an.

*Magnifique!*, dachte sie, ohne sich daran zu stören, dass sich das Café mittlerweile gefüllt hatte und sie nicht länger allein war. *C'est parfait*.

Bevor sie die Anzeige aufgab, würde sie sich zuerst die Erlaubnis einholen müssen. Natürlich würde sie das tun. Sie konnte sich nicht einfach irgendeinen Untermieter ins Haus holen, ohne ihre Mitbewohner zu informieren. Schließlich lebten sie praktisch seit einer Ewigkeit zusammen. Sie kümmerte sich um sie, sorgte dafür, dass sie sich nicht veränderten und makellos blieben, bot ihnen Unterschlupf. Mit Ausnahme der wenigen Jahre, die sie gemeinsam mit Stephen und Daniel in diesem Haus gelebt hatte, hatten sie sie stets für sich gehabt. Die Hingabe, mit der sie sie hegte und pflegte, war bemerkenswert. Trotzdem wusste sie, dass sie sich bedroht fühlen würden. Sie würden eine einseitige Entscheidung niemals hinnehmen. Es würde einiges an Raffinesse, Überredungskunst und Diplomatie erfordern, um ihr Ziel zu erreichen. Sie hatte knallharte Überzeugungsarbeit zu leisten.

Natürlich würden sie wissen wollen, was für sie dafür heraussprang. Das war ein Argument. Sie würde sich etwas einfallen lassen müssen.

Lob? Bewunderung? Das könnte ein Anreiz sein. Sie hätten Kontakt zu anderen Menschen. Was konnte das schon schaden? Jemand außer ihr würde sie betrachten und ihnen Bewunderung zollen. Das sollte für den Großteil von ihnen genügen. Die meisten waren ohnehin etwas oberflächlich. Empfänglich für Schmeicheleien. Ja, das könnte funktionieren. Und sie würde niemanden akzeptieren, der ungeschickt oder grobschlächtig war, so viel stand fest. Darauf konnten sich die schüchternen unter ihnen verlassen. Ihnen würde keine Gefahr drohen.

Also gut, das war soweit geklärt.

Die nächste Frage war, wie sie das Thema zur Sprache bringen würde. Und mit wem sollte sie zuerst reden? Wer war am empfänglichsten für eine Veränderung?

Nicht die Suppenterrinen; sie zeigten sich in der Gruppe als fantasielos und schwerfällig. Die Pie-Formen hatten zwar Humor, waren aber feige und suchten sich grundsätzlich Verbündete mit Deckeln. Somit schieden auch die Teekannen, die

Schmorpfannen und so weiter aus. Das Ganze war ziemlich heikel, weil viele von ihnen zur Cliquenbildung neigten. Die Porzellanfigürchen kamen ebenfalls nicht in Frage. Trotz aller Bemühungen gelang es ihr nie, mit ihnen zu reden, ohne herablassend zu klingen, wofür sie sie verabscheuten. Eine oder zwei Teetassen würden sich vielleicht wohlgesonnen zeigen. Sie zog auch die mit Gold verzierten Tintenfässer in Betracht, die trotz all ihrer dekorativen Übertreibung stets einen fairen und vernünftigen Eindruck gemacht hatten.

Aber nein. Die anderen würden sich niemals von etwas so Minderwertigem wie einem Tintenfass überreden lassen. Sie würde einen Verbündeten brauchen, der zumindest physisch eindrucksvoll war. Gegenstände ließen sich nun einmal von Größe und unverblühten Worten beeinflussen. Im Geiste ging Margaret die Zimmer ihres Hauses durch – die Aviary-Suite, das Bonbonnierenzimmer, das Rauch- und Schnupfzimmer ...

Ah! Jetzt wusste sie es. Die Gartensitze aus der Qing-Dynastie. Sie waren perfekt; groß und imposant und mit ihrem blassgrün bemalten Porzellan nicht nur elegant, sondern auch klug und offen. Die Tatsache, dass sie früher im Freien gestanden hatten, hatte ihnen zu einer etwas freigeistigeren Einstellung verholfen. Und als wäre das nicht bereits genug – ihr enormer Wert trug noch zusätzlich zu ihrem Prestige bei: achttausend Dollar pro Stück. Die anderen Gartensitze waren höchstens fünftausend wert. Wenn sie die beiden Qings auf ihre Seite brachte, würden diese die anderen dazu überreden, ihr eine faire Chance zu geben und sie anzuhören.

Margaret dachte noch einmal über ihre Strategie nach. Sie würde mit dem Staublappen in der Hand in das sonnendurchflutete Atrium (auch unter dem Namen Chinesisches Gartensitzzimmer bekannt) gehen. Dort würde sie sie alle überraschen, indem sie sie sorgfältig polierte, um sie milde zu stimmen. Und anschließend würde sie den beiden Qings ihr Anliegen vortragen.



Stephanie Kallos

**Die Porzellansammlerin**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-73473-3

btb

Erscheinungstermin: Juli 2006

Ein großes Buch über die Freundschaft und die Liebe.

Margaret Hughes, eine allein lebende, 75-jährige Dame mit einer Vorliebe für antiken Zierrat und Porzellanfiguren, erfährt, dass sie an einem Gehirntumor leidet. Nach dem ersten Schock fasst sie den Entschluss, ihr Leben zu ändern, und sucht eine Mitbewohnerin. Wanda Schultz, eine junge Schauspielerin mit einem gebrochenen Herzen, meldet sich auf die Anzeige. Sie zieht bei Margaret ein, doch jede der beiden führt ihr eigenwilliges, zurückgezogenes Leben fort. Erst allmählich freunden sie sich an und finden gemeinsam einen Weg, die Geister der Vergangenheit zu bannen.

Nominiert für den Quill Award für das Debüt des Jahres.